

Einfluss der Betonung auf die Wortstellung im Französischen : II.

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Pädagogischer Beobachter : Wochenblatt für Erziehung und Unterricht**

Band (Jahr): **5 (1879)**

Heft 5

PDF erstellt am: **26.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-239607>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Pädagogischer Beobachter.

Wochenblatt für Erziehung und Unterricht.

Herausgegeben von einem Konsortium der zürcherischen Lehrerschaft.

Neue Folge. V. Jahrgang.

ZÜRICH, den 31. Januar 1879.

Nro. 5.

Der „Pädagogische Beobachter“ erscheint jeden Freitag. — Einsendungen sind an die Redaktion, Inserate an die Expedition zu adressiren. Abonnementspreis franco durch die ganze Schweiz: jährlich Fr. 4. —, halbjährlich Fr. 2. 20. Inseratgebühr: 15 Cts. (12 Pfg.) die dreigespaltene Petitzeile oder deren Raum.

Einfluss der Betonung auf die Wortstellung im Französischen.

II.

Der Franzose betont also, im Gegensatz zum Deutschen, am häufigsten durch Nachstellung. Diese Thatsache zeigt, dass für ihn nicht das zuerstgehörte Wort die Aufmerksamkeit am meisten weckt. Die ersten Lauteindrücke werden durch das Nachfolgende verwischt; die zuletzt-empfundene klingen ungetrübt im Ohre fort und dienen so zur Hervorhebung.

Die Nachstellung des betonten Wortes scheint im Französischen nicht nur die verschiedenen Konstruktions-typen der eigentlichen Hervorhebung, sondern sogar die gewöhnliche gerade Wortfolge selber bedingt zu haben. Die bekannte Reihenfolge der Satzglieder ist, auf viere beschränkt:

Subjekt	Prädikat	Akkusativobjekt	Dativobjekt
Charles	écrit	une lettre	à son père.

Mit bloss zwei Gliedern heisst der Satz: *Charles écrit*; die Aussage ist betont und steht nach dem Subjekt. Sobald im Satze ein drittes Glied nothwendig wird, setzen wir den Handelnden und dessen Thätigkeit als bekannt voraus, lassen also Subjekt und Prädikat unbetont und legen das Gewicht des Tones auf das neue Glied, die Ergänzung, die ihrerseits auch wieder an's Ende des Satzes tritt:

Charles écrit une lettre.

Charles écrit à son père.

Il travaille pour la classe.

Sind das Dativ- und das Akkusativobjekt beisammen, so steht letzteres gewöhnlich am Ende. Es genüge hier die blosse Andeutung, dass von den verschiedenen Ergänzungen (die Umstandsbestimmungen mit eingeschlossen) im Allgemeinen nur eine absolut nothwendig ist. (Was that er? Wem schrieb sie? Wann geschah es? Wo fiel Leonidas u. s. w.) Diese nothwendige Ergänzung oder Bestimmung wird betont und steht, der Erfahrung gemäss, am Ende des Satzes. Enthält der gleiche Satz noch andere ergänzende Glieder, so werden diese als bekannt vorausgesetzt; sie bleiben unbetont und gehen voran. Von zwei verschiedenen Ergänzungen wird die mit dem Prädikat enger verbundene die begleitende, unbetonte, die dem Prädikat ferner stehende hingegen die nothwendige, betonte sein.

Folgende Reihe gibt das Abhängigkeitsverhältniss der einzelnen Glieder vom Prädikate an und gleichzeitig die darauf gegründete Stellung der Ergänzungen unter sich: Akkusativ, Dativ, Genitiv, die übrigen präpositionalen Ergänzungen und Bestimmungen. Beispiele:

L'enfant écrit la lettre à son père.

On remercie les gens des services rendus.

Qui fait des voyages en hiver?

Ils laissent le vrai bonheur derrière eux.

So sehen wir, dass die gerade Wortfolge selber unter dem Einfluss der Betonung und der Nachstellung des betonten Gliedes entstanden ist.

Die Betonung ist aber ein sehr flüchtiges Element im Satze; sie hält sich nicht an Satzglieder, sondern an den Sinn und den Zusammenhang, fällt daher bald auf dieses, bald auf jenes Glied und beherrscht, in Folge ihres Einflusses auf die Wortstellung, die Konstruktion des Satzes vollständig. Die gerade Wortfolge stellt daher bloss eine einzelne, die gewöhnliche Phase des Satzes dar. Jede Abweichung davon ist zwar eine Ausnahme von der Regel, aber eine natürliche, nothwendige Folge des über der Regel stehenden Gesetzes. Da durch diese Ausnahmen das Gesetz erst recht bestätigt wird, so mögen einige Beispiele folgen:

1. In Keller I, 111, steht:

il rendit à la veuve son bien,

mit nachgestelltem Akkusativ. Der Grund liegt darin, dass hier der Akkusativ stärker betont ist, als der Dativ. Hiesse es: *Der Richter gab das Gut der Wittwe (nicht dem Reichen) zurück*, so stünde, der Regel der geraden Wortfolge und wieder dem Gesetz der Nachstellung gemäss:

le juge rendit le bien à la veuve.

2. *S'il pouvait voir de près nos misères! (Louis Blanc.)*

Die Wortstellung beweist, dass *de près* nicht allein betont werden darf, also nicht: *Wenn er unser Unglück in der Nähe sehen könnte*, was die Konstruktion: *S'il pouvait voir nos misères de près* voraussetzen würde, sondern mit Hervorhebung des Akkusativobjektes: *Wenn er unser Elend in der Nähe sehen könnte*, oder noch deutlicher: *Wenn er in der Nähe sehen könnte, wie elend wir sind!*

3. *Gilliatt travaillait à son jardin le dimanche (V. Hugo).* Nicht: *Gilliatt arbeitete am Sonntag in seinem Garten* oder: *Am Sonntag arbeitete G. in seinem Garten*. Dies würde im Französischen heissen: *G. travaillait, le dimanche, à son jardin* oder: *Le dimanche, G. travaillait à son jardin*, immer mit Nachstellung des betonten Gliedes, welches im vorliegenden Falle verlangt: *G. arbeitete am Sonntag in seinem Garten*. Der Zusammenhang beweist die Richtigkeit dieser Betonung: die Missachtung des Sonntags war ein Grund, warum Gilliat nicht beliebt war.

4. *Jésus, par sa beauté pure et douce, calma cette organisation troublée (Renan).* Nicht: *Jesus besänftigte die exaltirte Maria Magdalena durch seine reine, milde Schönheit*; dieser Uebersetzung müsste zu Grunde liegen:

Jésus calma cette organisation troublée par....

sondern:

Durch seine..... Schönheit besänftigte Jesus..... Maria Magdalena.

Der Verfasser wollte das Mittel der Besänftigung nicht hervorheben, durfte also den Satz nicht mit der Umstandsbestimmung abschliessen, daher die Einschiebung des betreffenden Gliedes, das auch vor dem Subjekt hätte stehen dürfen.

5. *Mein Haus wird ein Bethaus heissen für alle Völker.* Französisch: *Ma maison sera appelée une maison de prière par toutes les nations.* Der Sinn dieser Konstruktion, durch die das letzte Glied hervorgehoben wird, ist: *Der Tempel, einstweilen bloss ein Bethaus für euch, soll eines werden für alle Völker.* Für die bekannte Bibelstelle wäre dies eine falsche Uebersetzung; dort ist *Bethaus* im Gegensatz zu *Mördergrube* betont; das betonte Glied kommt an's Ende des Satzes; die Umstandsbestimmung muss eingeschoben werden:

Ma maison sera appelée, par toutes les nations, une maison de prière.

6. *Die Soldaten ertrugen die grössten Beschwerden mit Geduld (Keller II, 40).* Je nachdem die Betonung auf beiden Gliedern, oder auf dem letzten allein ruht, wird die Uebersetzung lauten:

Les soldats supportaient avec patience les plus grandes fatigues oder: *Les soldats supportaient les plus grandes fatigues avec patience.*

Diese Beispiele genügen, um den Leser aufmerksam zu machen auf die Rolle der Betonung beim Uebersetzen; auf die Leichtigkeit, durch die blosser Wortstellung Feinheiten und Schattirungen des Sinnes auszudrücken, und auf die Möglichkeit, durch das Einschieben und das Voranstellen unbetonter Glieder eine grosse Abwechslung in die französische Satzkonstruktion zu bringen.

Die Ausnahmen, welche dadurch entstehen, dass einzelne Satzglieder auf ein einziges Wort (Fürwort, Adverb) zusammenschrumpfen und sich so einem längern Gliede unterordnen, hängen auch mit dem Grundsatz der Nachstellung zusammen. Jene übrigen Ausnahmen, welche auf dem Wohlklang, der Harmonie und Symmetrie der Glieder beruhen oder durch den Anschluss von Zuschreibungen und Relativsätzen zu erklären sind, gehören nicht hieher und werden deshalb übergangen.

Die schönen Künste der Schweiz auf der Weltausstellung in Paris 1878.

Herr Professor G. Kinkel hat in einem sehr interessanten und einlässlichen Bericht die Eindrücke wiedergegeben, welche er von unserer Kunstabtheilung an der letztjährigen Weltausstellung empfangen. Die treffliche Schlussbetrachtung lautet folgendermassen:

„Am Schluss dieses Berichtes komme ich zu dessen Resultat, und dieses kann nicht erfreulich sein. Von der Architektur abgesehen, hat die Idealkunst der Schweiz auf dieser Pariser Ausstellung Fiasko gemacht. Das war schon halb so in Wien 1873, und bereits in Paris 1867 kündigte es sich an. Unser Auftreten vor ganz Europa ist geradezu hinter dem zurückgeblieben, was im Durchschnitt jede Jahresausstellung unserer schweizerischen Kunstvereine an Gut und Mittelgut leistet. An einzelem für den Kunstmarkt sehr Hübschem fehlt es nicht; an Grosse, Monumentalem, was das Herz bewegt, die Geister mit neuen Ideen erfüllt, standen und stehen wir hinter Staaten zurück, die nicht grösser und auch nicht wolhabender sind als unsere Schweiz. Ich werde gewiss nicht wieder über den Antheil der Schweiz an einer künftigen Weltausstellung berichten und darum will ich hier noch sagen, warum es so ist, und wie es sich bessern könnte.

Erstens ist die schweizerische Nation, ihrer männlichen Natur nach, und schon weil der Antheil der Frau am geselligen Leben so absichtlich beschränkt wird, vorherrschend eine verständige, welche bis in die kleinsten und kleinsten Dinge hinein das nächste Praktische bedenkt, und in Hausstand und Geschäft auf Ordnung hält. Aber dafür ist die Phantasie die schwächste ihrer Geisteskräfte — und Phantasie ist es, nur Phantasie, was bei einem Volk eine grosse Kunst hervorbringt. Dass es so ist, das hat der Schweizer nicht zu

verantworten, es ist auf ihn vererbt; aber wir sorgen leider mit allen Kräften dafür, dass es so bleibe, denn unser ganzes Unterrichtssystem, von der Primarschule bis zum Polytechnikum, ist einseitigst nicht nur auf Ausbildung des Verstandes, sondern auch auf Abtödtung der Phantasie gerichtet. Und das ist schon geschäftlich ein grosses Uebel, denn auch im praktischen Leben wird das Grösste nur durch den Schwung des Geistes erreicht, den die Phantasie gibt. Die Schweiz wird in die ganze Welt gute Geschäftsleute aussenden, Frankmillionäre genug hervorbringen — aber ganz grosse, wahrhaft weltbeherrschende Geschäfte wird der Schweizer auch im Ausland nicht gründen, wie es doch andere Nationen thun, so lange die Verstandesbildung das einzige Ziel unseres Unterrichtes bleibt. Ausserdem aber versäumt es unsere ganze Erziehung, die körperliche Schönheit zu pflegen — und ohne Anmuth des Modells, die im täglichen Leben ungesucht vor das Auge tritt, kommt keine Kunst zur höchsten Blüthe. Die neuerlich so hoch berühmten Terracotten von Tanagra sind ganz sicher getreue Abbilder der Frauen und Mädchen, welche 300 Jahr vor Christi Geburt auf Markt und Strassen eines böotischen Städtchens spazieren gingen. Und nun sehe man den Turnunterricht unserer Mädchen an! Hoffentlich verbessert er die Race sanitärisch, aber dass er in unsern Töchtern die Grazie ausbilde, wird man kaum zu behaupten wagen.

Zweitens: Unsere Skulptur und Malerei bleibt auf Privatkäufe angewiesen, weil der Staat, der Kanton, die Gemeinde für die Monumentalkunst nichts aufwenden. Selbst nur wenig in der Architektur: unsere Monumentalbauten sind Schulen und Gasthöfe, jene, mit Recht unser Stolz, werden grundsätzlich einfach gehalten, diese sind Aktienunternehmungen. Wann wird auch bei uns eine reiche Gemeinde, wie es doch unsere Altvordern thaten, ein patriotisch-historisches Bild für den Rathssaal ihres Gemeindehauses oder eine würdige Dekoration für den Saal der Ziviltrauungen bestellen? Bis dahin bleiben wir im Porträt für den Bourgeois, im Genre für den Kunstverein, in der Landschaft für den Engländer und Russen stecken. Haben doch selbst die Kunstvereine den jährlichen Bundesbeitrag, der gewiss die Schöpfung monumentaler Werke und Stiftungen in Aussicht nahm, wieder auf Ankauf aus den niedern Gattungen zersplittert, die sie selber mit ihrem Geld bezahlen sollten, da sie dieselben ja doch in ihre eigenen Sammlungen stecken! Der Werth der Kunst als Erziehungsmittel der Nation, bis zu dem Bauern und der arbeitenden Klasse, ist in einem Lande noch nicht begriffen, das sonst mit seinen Erziehungsmitteln auf jeder Ausstellung wirklich glänzt und Anerkennung erntet.

Drittens fehlt der Schweizer Kunst der einheitliche Charakter. Wir haben kein Centrum für den Kunstunterricht und bilden also keine Schule. Die jungen Künstler der drei Nationalitäten gehen in's Ausland lernen, und man sieht beim Tessiner, beim Welschländer, beim Deutsch-Schweizer den Einfluss von Mailand, Paris, München oder Düsseldorf. Unstreitig gibt dies jeder Schweizerausstellung den Reiz der Mannigfaltigkeit, aber es fällt damit auch das Interesse an der werdenden Kunst auseinander. Etwa Genf ausgenommen, gibt es keinen Platz bei uns, wo strebende junge Leute erstens sicher geführt und dann durch Wetteifer gespornt werden. Den gelehrten Unterricht haben wir längst auf Universitäten, die technische Ausbildung auf dem Polytechnikum konzentriert. Im Künstlerischen sind wir erst beim Zeichnen in der Gewerbeschule oder Sonntagsschule für Handwerker angelangt, die aber ja für den Lehrling sogar eines feineren Gewerbes nicht obligatorisch ist. Wenn man nun bloss bedenkt, welche schon allein nationalökonomische Bedeutung eine Kunstakademie, wie z. B. die Münchener, gewonnen hat, oder wenn man sich einmal persönlich überzeugt, wie wichtig der Einfluss der Kunstakademie in dem kleinen Hanau auf die Verfeinerung des dortigen Goldschmied- und Metallwaaren-Geschäftes sich zeigt — so wird man doch am Ende finden, dass auf zwei und eine halbe Million eines gebildeten und industriellen Volkes eine ähnliche Anstalt nicht überflüssig und kaum entbehrlich ist. Bis dahin aber wird jede Schweizer Kunstaussstellung das vermessen lassen, was am Wein als das Schönste gilt, nämlich das Bouquet, an dem man erkennt, wo der Wein gewachsen ist. Und hier sehe man jetzt in Paris das doch auch kleine Dänemark in seinen Gemälden sich an, so wird man empfinden, was ich meine.

Nun aber kommt noch das Vierte und Letzte, und das kann gebessert werden, ehe man wieder mit unsern Kunstwerken eine Weltausstellung besucht. Hier dürfen wir doch mit einem Stolz, der uns freilich vor der Welt draussen nichts nützt, es sagen: die letzten Schweizer Ausstellungen haben kein gerechtes Bild von dem